

Aus dem Leinwandgewerbe im alten St. Gallen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): - **(1928)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-988437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Leinwandgewerbe im alten St. Gallen.



War der Boden durch Pflug und Egge aufgelodert, wurde der Leinsamen gesät. Das Ernten geschah durch Raufen oder Mähen mit der Sichel. (Wir verweisen auf das nächste Bild.)

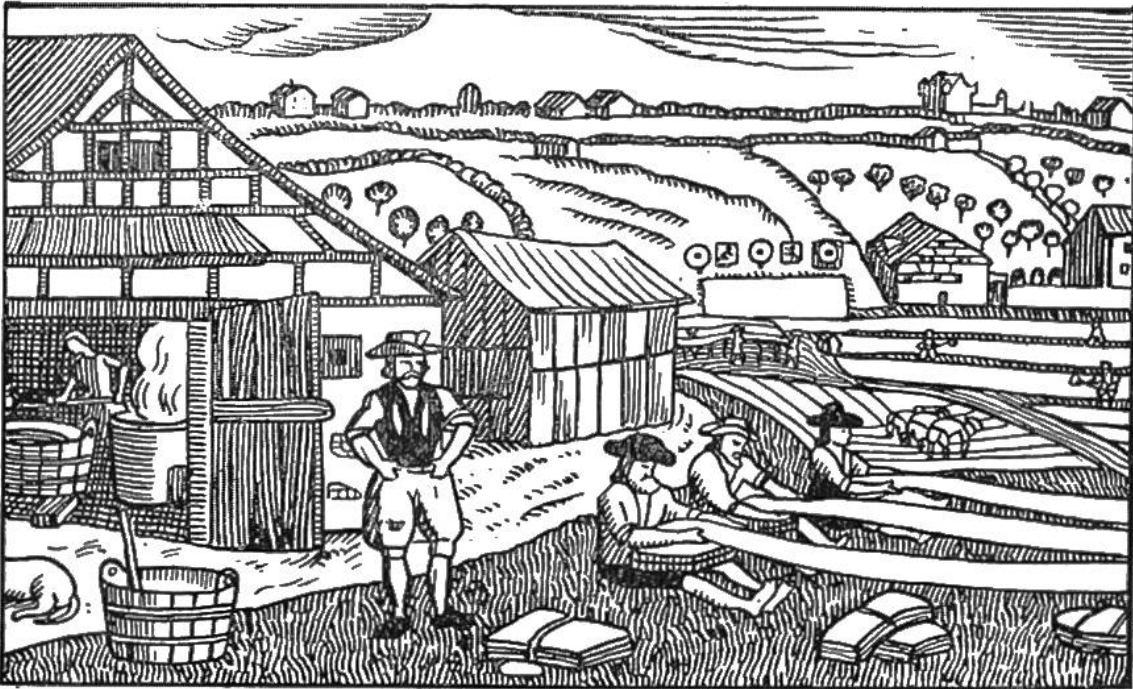


Mannigfache Arbeit erforderte die Gewinnung der Gespinnstfaser vom Stengel; sie lag in erster Linie den Frauen ob. Nach Entfernung der Samentapseln von den Stengeln (mit „riffeln“ bezeichnet), kam das Einweichen in fließendem Wasser, das sogenannte „Rözen“.

Aus dem Leinwandgewerbe im alten St. Gallen.



Waren die durchweichten Stengel an der Sonne getrodnet, erfolgte das Brechen oder Bleuen mit hölzernen Schlegeln. Die letzte Arbeit vor dem Spinnen war das Hecheln. Die Hechel bestand aus einem mit spitzen Zähnen besteckten Brett, über das die Faser gezogen wurde. Was beim Hecheln abfiel, nannte man Werg; es fand zur Anfertigung grober Stoffe Verwendung.



War die durch die Hechel gereinigte Faser gesponnen, kam sie auf den Webstuhl; dann wurden die Tücher, nach einer strengen amtlichen Prüfung, auf die Bleiche gebracht. Nun glänzten sie im Osten und Westen der Stadt auf den grünen Wiesen, wo sie bewässert und den bleichenden Strahlen der Sonne ausgesetzt wurden.

Aus dem Leinwandgewerbe im alten St. Gallen.



Nach der Abnahme von den Bleichplätzen wurde die Leinwand auf Stützen gespannt und getrocknet. Darauf folgte das Strecken; man zog an beiden Enden und ließ auf dem Tuch eine Kugel herumrollen.



Die weniger feinen Leinwandsorten waren zum Färben und Bedrucken bestimmt. Wir sehen hier bereits die gefärbten Tücher; sie sind an der Dachrampe eines Färberhauses, deren es in der Stadt mehrere gab, aufgehängt.



Wir erhalten Einblick in einen Innenraum. Im Vordergrund wird der Stoff mit dem amtlichen Maße, dem aus Leder bestehenden „Leinwandring“ gemessen und in die für den Verkauf bestimmten Stücke zerschnitten. — Das letzte Bild zeigt uns die Zurüstung für den Transport der Leinwand. Es versetzt uns vor die Bürgermange, das „Tuchhaus“, wie man es in späterer Zeit nannte.



Die Leinwand wird nochmals der obrigkeitlichen Schau unterworfen, dann durch die Binder und Küfer in Legel (Sässer) verpackt und auf die Maultiere verladen, um nach Frankreich, Italien, Deutschland und selbst nach dem fernen Osten gesandt zu werden. In Lyon, Bozen, Nürnberg und Krakau hatten die St. Galler Kaufleute ihre Niederlagehäuser, denen die Stadt ihren weit bekannten Namen, ihren Ruhm und Reichtum verdankte.